

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

N^o. 18.

Vierter Jahrgang.

5. Mai 1860.

Eine Verlassene.

Schriß gelst der Pfiff, der Anker rauscht
Empor aus tiefem Meeresgrunde,
Der frische Wind die Segel bauscht,
Ein Hurrah Ho! schallt in die Kunde.
Rasch drängt die blaue Meeresfluth
Sich wogend zwischen Schiff und Küste
Und reißt's mit frischem Jugendmuth
Fort in die weite Wasserwüste.

Am Bord ein junges Menschenpaar
Steht Hand in Hand, den Blick gewendet
Dem Lande zu, das sonnenklar
Noch seine letzten Grüße sendet.
Und wie der schmale Streifen d'rauf
Versinkt am Horizont, dem fernem,
Da blickt die Maid verzagend auf,
Sucht Trost in Seinen Augensterne.

„Ich hab' nun keine Heimat mehr,
Du bist mein Alles auf der Erde!
Dorthin gibt's keine Wiederkehr,
Zum Vaterhaus, zur Muttererde!
Wie eine Blum' im Sonnenbrand
Müßt' ich vergehen und erblassen,
Wenn Du im fernem, fremden Land
Mich treulos könntest je verlassen.“

Er küßt sie auf den bleichen Mund,
Er trocknet schmeichelnd ihr die Wangen —
Und in dem neugeschloß'nen Bund
Ist all ihr Zagen aufgegangen.
Es sinkt der Tag, die Nacht bricht an,
Die Segel ihre Flügel regen.
Das Schiff entteilt auf seiner Bahn
Pfeilschnell dem fernem West entgegen.

Im ew'gen Wechsel Tag und Nacht
Vergeh'n und kommen, — fern am Saume
Des Himmels glüht's in Morgengraucht
Empor aus weißem Wogenschaume.
Amerika! Ein Jubelschrei, —
Und Eine Lust durchzuckt die Herzen,
Und Alles, Alles ist vorbei, —
Vorbei sind Sorgen, Noth und Schmerzen!

Die Menschen, die der enge Bord
Auf ihrer Meeresfahrt umschlossen,
Sie haben sich nach Süd und Nord,
Gleichwie der Strom in's Meer, ergossen;

Der Eine sä't sein kleines Feld,
Und Jener baut des Yankee Straßen,
Der sucht des Landes Gott, das Geld,
Rastlos im Strom der Völkermassen. —

Am selben Strand, der hoffnungsreich
Den fremden Wandrern einst geleuchtet,
Da irrt ein Weib, die Wangen bleich,
Von bitterm Thränen heiß befeuchtet.
Die Menschen geh'n an ihr vorbei,
So kalt, so fremd, — und keine Frage,
Welch' herbes Schicksal wohl es sei,
Das stumm aus ihren Augen klage?

Zu ihren Füßen rauscht das Meer
Und winkt ihr mit den kalten Armen:
Dort hast du keine Heimat mehr,
Bei mir nur findest du Erbarmen!
„Sei Gott mit dir, du falscher Mann!
„Dein Liebeswort hat süß geklungen!“
Ein Sprung, ein Todeschrei und dann —
Die Wogen haben sie verschlungen.

Ludwig Hobler.

Bur „Lenore.“

(Schluß.)

In Opernhause spielte man heute den Fidelio. Als Jeremias ins Orchester trat, kamen ihm die Instrumente, die Hörner und Geigen, die Posauern, die Pässe und Trommeln wie Geschütze vor, die in die Schlacht geführt werden sollten; er betrachtete die Lampen mit so furchtsamen Augen, als ob die geringste Unvorsichtigkeit eine verheerende Explosion herbeiführen müßte. „Herr Otto, Sie schauen heute wie Beethoven selbst drein, so mürrisch, Herr Otto!“ also redete ihn einer der Virtuosen scherzend an. „Ich freue mich auf die Musik“, antwortete Jeremias, „ich fürchte mich auch zugleich vor ihr, wie es zwar immer bei mir der Fall ist, sobald ich mit dem göttlichen Satan zu schaffen kriege, heute aber mehr als gewöhnlich.“ Er gab das Zeichen zum Anfang, warf, das Haupt schüttelnd, die Haare aus dem Gesicht und taktirte mit Animo, wie es die Musiker nennen.

Eleonore saß in der Schauspieler-Loge und war leichenbläß. Die neben ihr sitzenden Frauen sprachen heimlich, doch immerhin noch vernehmlich genug für Eleonore, von dem spanischen Fürsten, der aus einer gegenüberliegenden Loge des ersten Ranges zu ihnen, wie sie sich ausdrückten, her-

auf sehe. Eleonore dachte Nichts, ihr Kopf war ausgeleert, ihr Herz öde.

Nachdem die erste Abtheilung der Oper gespielt war, und als sich das Orchester zur berühmten zweiten Lenore-Ouverture vorbereitete, ging Jeremias auf einige Minuten hinaus und wandelte, von den getrunkenen Harmonien beaufschlagt, leuchtenden Blicks, in einer schmalen, spärlich erhellten Gallerie hin und her, die an dem einen Ende ins Orchester, an dem andern ins Freie hinausführte. „Herr Otto, ich bitte sehr, Herr Otto,“ rief ihm jetzt einer der Musikanten entgegen, der aus dem Orchester gekommen war, „die erste Geige neben Ihnen ist plötzlich unwohl geworden und Wilken und Hotho sind nicht eben die Besten, wie Sie wissen! es wäre recht unangenehm, Herr Otto, wenn der spanische Prinz, der heute im Theater ist, gerade unsere Lenore nicht präzis hörte!“ Jeremias achtete gar nicht der Erwähnung des Prinzen, sondern war so ganz von künstlerischer Desperation erfüllt, daß er den Kopf immerzu nach hinten warf und an der Unterlippe nagte. Da trat ein Mann in einem lichtblauen Rock mit silbernen Knöpfen, wie aus einer Versenkung heraufgestiegen, vor den Kapellmeister hin und ersuchte in ruhigem Tone um die Erlaubniß, die fehlende erste Geige übernehmen zu dürfen; Bezahlung verlange er keine. „Ei, der Teufel!“ fuhr Jeremias empor, „wie kann ich einem Menschen, den ich nie gesehen, es gestatten, in so schwierigem Musikstück die schwierigste Partdie zu spielen?“ „Thut's nur immerhin,“ sagte der Fremde in derselben trockenen Weise, „ich werde dem Meister keine Schande machen! Hab' ich mich in zehn Jahren so gar erschrecklich verändert, Herr Kapellmeister, daß Ihr Lenorchen's Singlehrer nicht wieder erkennt?“

Jeremias brach in einen Ausruf des Erstaunens aus und schüttelte dem alten Schweden, wie er sich ausdrückte, wacker die Hand. „Ich wollte Euch Nachmittags besuchen,“ fuhr der schnurrige Fremde fort, „war auch bei Euch, Ihr ließt mich aber nicht vor, und da mußte ich Euch hier aufpassen.“ — „Seit wann aus Christiania zurück?“ frug Jeremias. „Seit acht Tagen,“ lautete die Antwort — „die Tochter ist todt — laßt, laßt, ich helf' Euch gerne mit meinem Geigenpiel aus; ich habe den Mäven in letzter Zeit viel vormußirt“ — „I, freilich,“ erwiderte Jeremias, „von jeher seid Ihr mehr ein dreigestrichelter Notenkopf, als ein Mensch gewesen!“ und in wenigen Sekunden war der lichtblaue Frack im Orchester und die Lenore begann. Der Kapellmeister staunte über das Spiel des Alten, dessen weißschwarzes Haupt der Gorgone anzugehören schien, so diabolisch ringelten sich die kurzen, gesprenkelten Locken, vom Kopf wegstehend, in einander. Jeremias sah von Zeit zu Zeit auf ihn und bildete sich, da er heute schon in der Hallucinationsverfassung war, ein, Beethoven säße neben ihm und streiche die Geige.

Eleonore wurde mit jeder Klangwoge, die aus dem Tonmeer hervorquoll und Wellenberge und Wasserabgründe bildete, leiblich höher und höher. Die Züge um Mund und

Nase schienen zu Stirn' und Schläfe hinauf zu wollen. Der Spanier stierte unverwandt zu ihr empor, sie sah fest und lange auf ihn hinab, doch kein Atom ihrer Seele war bei ihm. Er schien die schrille Dissonanz in Fleisch gekleidet zu sein, die durch die Lenore flatterte, und je übermenschlicher die Tonbilder wurden, die vor den verzüchtigten Hörern erschienen, desto beruhigter ihr reiner Sinn.

Ihr Kind ging in diesem Moment zur geöffneten Logenthür und fuhr entsezt zurück, weil ein schwarzes Gesicht ihm entgegenblitzte. Der Prinz hatte seinen kleinen Mohren mit einem Briefchen hinaufgesandt und der Bote stand vor der Loge, als die Kleine hinausblitzen wollte. Die schneelichtartigen Zähne und das freidige Weiß in des Negers Augen stachen phantastisch von den schwarzen Händen ab, die ein Blättchen hinhielten, und bildeten einen wundersamen Gegensatz zu den rothen Hosen, in denen der Mohrenknabe steckte. Leise erhob sich Eleonore, von der Erzählung des Kindes in's Herz gestoßen, von ihrem Sige, wies den Mohren mit einer Handbewegung zurück, schloß die Thüre und blieb, um keine weitere Unruhe zu verursachen, im Hintergrunde der Loge stehen. So mag Iphigenia vor Agamemnon gestanden haben, als er sie opfern wollte. Gallot aber würde beim Anblick des Weibes geglaubt haben: das Thema zur Lenore hätte sich in schwellende Formen, in blaue Augen und flächige Haare verwandelt und ringe sich siegreich aus dem Kampf mit dem gelben Spanier und seinem schwarzen Knaben hervor, und das geheimnißvolle Gorgonenhaupt im Orchester beuge sich, den Sieg noch bezweifelnd, hin und her. Eleonoren war's, als ob sie Jeremias' Hand fest in der ihren hielt und als ob die heilige Musik sie zum zweiten Male traue. Das kann sich nicht mehr lösen, was sich in dem Himmel dieses Klanges knüpfte! so sprach sie zu sich selber; Rechtthun ist keine Pflicht, ist's doch ein Genießen! und sie athmete selig.

„Wo nahnst Du meinen Brautschleier her, verwegenes Kind!“ rief die Mutter, indem sie die Stufen hinab stieg.

„Ich wußte nicht, nein, nein, gewiß nicht, Mutter, daß es Dein Brautschleier gewesen, als ich ihn aus Deiner Lade holte.“

Eleonore umwickelte sich mit dem Schleier das Haupt und eilte, ihren Mann am Ausgang des Theaters zu treffen. „Ist das eine Welt, Eleonore, eine himmlische Welt!“ sagte jauchzend Jeremias, indem er sein Weib inbrünstig umschlang. „Nicht wahr, Du verzeihst mir,“ fuhr er fort, „daß mich ein solcher Dämon heute besessen hatte —“

„Und Du verzeihst mir auch!“ erwiderte so leise, wie das Streifen ihres Schleiers rauschte, Eleonore. Jeremias küßte ihr die Hand und ging schweigend mit ihr und dem Kinde durch die Gassen. Während ein feiner Schnee an des Weibes Schleier herabglitt, flossen hinter dem Schleier herab reichliche Thränen nieder.

„Sei munter, Lenorchen, sei munter!“ sagte Jeremias, indem sie ins Haus traten, „ich werde Dir erzählen, wer heute meine erste Geige spielte — es ist doch eine ganze Historie, die ein Kapellmeister schreiben könnte!“ **G. Kub.**

Das Photogen und die ihm verwandten Stoffe.

Wer nur einiges Interesse nimmt an all' den Verbesserungen und Neuerungen, die in den letzten Jahrzehnten in allen Zweigen der Industrie zur Geltung gekommen sind, wird mit Staunen auf den ungeheuren Fortschritt hinstarren, welchen die angewandte Chemie in jüngster Zeit gemacht. Für unsere Vorfahren war die Chemie noch eine vage spekulative Wissenschaft, welche in Gewerben und Manufakturen nur eine oberflächliche Anwendung fand. Der Mann vom Fache erkannte in ihr nur zu oft einen Deckmantel für unlautere Zwecke, der Laie eine Wissenschaft, die über sein Fassungsvermögen hinausreichte, der er daher auch keine besondere Aufmerksamkeit zuwandte. In neuester Zeit ist sie aber die Wissenschaft des Tages geworden, und ihre Anwendung hat sich so auffällig herausgestellt, daß es wohl sehr wenige industrielle Unternehmungen geben dürfte, die nicht Hand in Hand mit ihr gingen. Nichts wird aber die Vorteile, welche der menschlichen Gesellschaft aus den neuesten Erfindungen auf dem Gebiete der angewandten Chemie erwachsen, klarer und deutlicher darthun, als ein genaueres Eingehen in die Art und Weise der Fabrikation oder des Gewinnens von Artikeln, welche uns alltäglich zu Gesicht kommen.

Wenn in Folge von großen Erdumwälzungen ein Wald, bestellt mit Bäumen von so mächtigem Umfange, wie sie die nachdiluvianische Welt nicht mehr aufzuweisen hat, hunderte von Klaftern tief in dem Schooß der Erde begraben, und Millionen von Zentnern, die auf ihn drücken, durch Jahrtausende auf das kleinste Volumen zusammengepreßt ist, so wäre man wohl versucht zu glauben — wenigstens in so weit als das jeweilig lebende Menschengeschlecht von dessen Genuß ausgeschlossen war — daß sich die Natur eine große Vergeltung habe zu Schulden kommen lassen. Die größten Bäume, wenn sie gefällt, und durch Jahrhunderte der Einwirkung der Atmosphäre ausgefetzt sind, werden verrotten und sich endlich in jene Verlandtheile auflösen, aus denen sie zusammengesetzt sind. Was wird aber aus ihnen nach fünfzig, sechzig, nach einer unbestimmten Anzahl von Jahrhunderten geworden sein? Verloren würden sie nicht gehen können; die Natur verliert nichts. Als diese Wälder in ihrem vollem Schmucke prangten, gab es keine Hände, die sie hätten fällen, kein erfinderisches Geschöpf, das von ihrem Produkte hätte Gebrauch machen können. Was that die Natur? Sie handelte wie eine kluge, sorgsame Hausfrau. Wie diese z. B. den Ueberfluß an Früchten, die in ihrem ursprünglichen Zustande, den atmosphärischen Einflüssen ausgesetzt, nothwendig verderben müßten, sammelt, und ihn durch irgend einen kulinarischen Prozeß in ein Mus, in eine Marmelade, in eine Salze verwandelt, ihn in dieser Umgestaltung vor allzu schnellem Verderben schützt, und zum allmäligen Verbräuche für den Winter aufbewahrt, eben so vergrub die Natur diese großen und damals nutzlosen Wälder in weite, finstere Höhlen, und gibt sie erst nach so vie-

len Jahrtausenden ihren Erden söhnen in der nicht minder werthvollen Gestalt von Kohlen wieder, aus welchen man so viele andere Substanzen gewinnt, nach denen man anderwärts vergebens suchen würde. Eine der nicht unbedeutendsten davon, obgleich früher kaum beachtet, ist der Theer.

Jedermann kennt wohl zu Genüge den Geruch, die Farbe und andere unangenehme Eigenschaften des Theers. Wir meinen aber nicht die fette, nicht übelriechende Flüssigkeit, bereitet aus den Wurzeln und andern Abfällen der harzigen Tanne und gekannt unter dem Namen „Stockholmer Theer,“ auch nicht den Extrakt, den uns die Holzessig- oder Holzsäure-Erzeuger liefern. Es sind dieß auch Theere, aber es ist nicht der, von dem wir sprechen wollen.

Unser Theer ist der bei weitem unangenehmste, und wird nach dem Stoffe, aus welchem er bereitet ist und zum Unterschiede von allen andern Theer-Arten, „Kohlentheer“ genannt. Wenn die Kohle in einem geschlossenen Raume gehigt wird, so scheidet sich, bevor die Gasentwicklung eintritt, aus ihr der Kohlenwasserstoff, um dessen Gewinnung es zu thun war, und mit ihm auch eine schwarze, syrupartige Flüssigkeit, der Theer, aus. Dieser wird in eigenen Gefäßen eingesammelt, und da er für den Gaserzeuger keinen Werth hat, an jene Leute verkauft, deren Geschäft es ist, sich mit dessen weiterer Verarbeitung zu befassen.

Bis vor wenig Jahren war die Anwendung des Kohlentheers eine sehr einfache und beschränkte, er wurde kaum zu etwas Anderem verwendet, als zum Anstreichen jener Gegenstände, die man vor dem Einflusse der Witterung schützen wollte, als ein roher Firniß an eisernen Geländern und hölzernen Einzäunungen.

Die moderne Chemie, welche nach und nach all' die Myriaden von Stoffen, die sich auf unserem Erdball vorfinden, in das Reich ihrer Untersuchung zieht, hat auch eines schönen Tages Hand gelegt an den so lange vernachlässigten und verachteten Theer, und nachdem sie ihn auf tausend verschiedene Arten, durch Hitze und Kälte, durch Säuren und Alkalien, durch Schmelztiegel und Reagentien untersucht und geprüft hatte, kam sie zu dem Aussprache: er sei eine sehr beachtenswerthe und sehr komplizierte Substanz. Was ist also der Theer?

Der Theer ist eine Substanz, welche aus einer Menge von theils festen, theils flüssigen organischen Stoffen zusammengesetzt ist. Man zählt deren sechzehn und unter diesen den Ammoniak, Benzole, Naphthaline, Paranaphthaline, Phenolsäure u. a. m., von denen jede für sich wieder mehr oder weniger ein Kompositum ist. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, in eine strenge Analyse des Theers einzugehen, wir wollen nur einige der bedeutendsten und nutzbringendsten Produkte, die aus dem Kohlentheer gewonnen werden, einer näheren Beachtung unterziehen.

(Schluß folgt.)

Die Cochenillekultur auf Teneriffa. *)

Der blendend schöne Karmin der Maler, die scharlach- und karmoisinrothe Farbe, deren man sich zum Färben von Seiden- und Wollstoffen bedient, rühren von einem kleinen, einer Wanze ähnlichen Insekt her, welches sich von der Kaktus-Pflanze nährt. Dieses Thierchen war zuerst von den Spaniern aus Mexiko ausgeführt worden, wo es von den Eingebornen schon lange zur Bereitung jener schreiend rothen Farbe verwendet wurde, womit sie ihre Federn färbten. Die Einführung und dermalige ausgedehnte Kultur der Cochenille auf Teneriffa bilden eine bemerkenswerthe Episode in der Geschichte der Pflanzen und des Volkes auf dieser wundervollen Insel, deren vulkanische Gipfel sich bis an 12000 Fuß in die Wolken erheben. Vor 300 Jahren wurde darauf viel Wein gebaut; der Wein bildete den Hauptnahrungszweig, den Haupthandelsartikel der Bevölkerung, es wurden davon alljährlich über 50000 Ortofts exportirt, und wer hätte geglaubt, daß es jemals anders werden könnte? —

Es mögen beiläufig 15 Jahre sein, als die Trauben auf Teneriffa von einer verheerenden Krankheit heimgesucht wurden. Die Früchte verwelkten, die Stöcke starben, das Volk war der äußersten Noth preisgegeben. Die amerikanischen Schiffe, welche früher in den Hasen gekommen waren, um Provision einzunehmen, wurden immer seltener! Was sollten die armen Inselbewohner anfangen!

Einige Jahre früher (im Jahre 1835) kam ein Eingeborner, der wohl wußte, daß die Kultur der Cochenille in Honduras mit dem besten Erfolg betrieben werde, auf den glücklichen Gedanken, sie auch auf Teneriffa einheimisch zu machen. Er ließ sich Kaktuspflanzen und Insekten kommen, und legte eine Cochenille-Pflanzung an. Das Volk, geblendet durch alte Vorurtheile, erlah aber in der Anlage dieser Pflanzung eine Schmach und Beschimpfung ihrer Weinkultur und zerstörte sie in einer Nacht bis auf den Grund. — Der neue Pflanzler ließ sich aber durch diesen Akt der Nothheit und Unwissenheit nicht beirren, und — glücklicherweise auch von der Regierung unterstützt — fing er sein Werk von neuem an. Diesmal betrieb er aber die Cochenillekultur heimlich, er vertheilte sie auf einige einsame Orte und gar bald folgte all' seiner Mühe auch ein reichlicher Lohn.

Die Traubenkrankheit fing an zu wüthen, alle Versuche, ihr Einhalt zu thun, blieben fruchtlos, das Volk war der Verzweiflung nahe.

In dieser schrecklichen Lage wendete es seine Blicke doch wieder der so rasch gedeihenden Cochenille-Pflanzung ihres Landsmannes zu, und es warf sich von selbst die Frage auf: Warum zaudern wir denn, unsere zu Grunde gegangenen Weingärten in Cochenille-Pflanzungen umzuwandeln? — Eine wahre Wuth der Neuerung erfaßte sie jetzt, in kürzester Zeit sah man anstatt der Weinstöcke überall Kaktuse ihr Haupt erheben.

Ein Morgen Landes mit Kaktus bebaut, gibt 3--500 Pfund Cochenille. Die Kultur der Cochenille hat dermalen so überhand genommen, daß kaum eine Hütte auf Teneriffa zu sehen ist, die nicht mit Kaktusgewächsen umgeben wäre. Die Cochenille gleicht — wie gesagt — einer großen Rosenzwanze. Die Weibchen sind außerordentlich fruchtbar, die Männchen sehen aus wie Mücken, haben ein sehr kurzes Leben, und sind im Vergleiche zu den Weibchen nicht sehr zahlreich. Diese letzteren sind, wenn noch jung, weiß von

Farbe und werden erst nach und nach purpurroth, wenn sie den Saft der Kaktuspflanze in sich aufgenommen haben, sie werden dann von der Pflanze abgeschüttelt, auf reine Bretter gelegt und im Ofen getrocknet. Erst in diesem getrockneten Zustande kommen sie auf den Markt und liefern jene Farbe, die — abgesehen von ihrer Brauchbarkeit zu industriellen Zwecken — gar oft den Reiz jugendlicher Frische und Gesundheit auf so manche verbleichte Wange haucht — oder hauchen soll! —

Literatur.

Illustrirtes Familienbuch des österreichischen Lloyd. Band X. Heft 5.

Was unsere Aufmerksamkeit dieser periodischen Schrift besonders zuwendet, ist die Trefflichkeit der unterhaltenden und belehrenden Aufsätze, deren das vorliegende Heft wieder fünf bringt, welche Anspruch auf allgemeines Interesse haben. Aus den Kämpfen im Kaukasus, oft erwähnt, aber wenig bekannt, wird von Grafen Stanislaus Grabowsky eine interessante Episode, unter der Ueberschrift „Achulgo“ erzählt; von dem „Freiherrn Carl v. Stein“, dessen Name einer der glänzendsten in dem deutschen Freiheitskampfe gegen französische Zwingherrschaft ist, entwirft R. Waldmüller ein im Wesentlichen getreues Bild; ein Aufsatz über das Opium von Dr. Th. Hoh, und Andeutungen über die Geschichte der Chemie von Ferd. Kohn, sind zwei belehrende Abhandlungen, welche den Forderungen der Zeit, naturwissenschaftliche Kenntnisse zu verbreiten, entsprechen. Unter dem Titel: „Skizzen und Figuren aus Wien“, schildert Emil Kuh in lebendiger und ergötzlicher Weise einen Fastnachtsbal. Hierauf folgen kleinere Aufsätze und Gedichte. Den Beschluß macht, wie gewöhnlich, ein Literaturbericht von Levin Schücking. Drei hübsche Stahlstiche schmücken das Heft: „Die Söhne Rubens“, nach dem berühmten Gemälde ihres Vaters, das sich in der Fürst Liechtenstein'schen Gallerie in Wien befindet; dann „die Kaiserpaläste in Rom“ nach Pilotti, und „die Barriera Ticinese“ in Mailand.

Deutsche Balladen in London. Vor Kurzem erschien in London bei Houlston and Wright, eine Sammlung deutscher Balladen in englischer Uebersetzung durch Mistress Anne Boyd.

Das in prachtvoller typischer Ausstattung erschienene Buch enthält Balladen von Göthe, Uhland, Heine, Lenau, Vogl, Seidl und Rosenthal. Am vorzüglichsten in demselben ist jedoch Joh. Nep. Vogl vertreten, von welchem es 23 Gedichte mit eben so vielen Illustrationen geschmückt enthält, und zwar: Das Sklavenschiff, Glockenstimmen, das Licht am Strande, die Kosakenbrant, die beiden Mütter, die hübsche Nonne, der Kordonist, der alte König, des Räubers Liebe, der Botaniker, ein Friedhofsgang, der Deserteur, des Sängers Lohn, der alte Dorfspielmann, Geld, der Weg ins Paradies, die Nothglocke, das Tischerkessnawädchen, der Meistertrunk, der tolle Grenadier, die russische Schildwache, das blutende Herz, ein Begräbniß. Die Uebersetzungen selbst sind als dem Original getreu, schwunghaft und wohlklingend zu bezeichnen. Neben den vielen Illustrationen ist dieses Buch noch mit einer Titelvignette zu Vogl's The Slave Ship geschmückt, den Moment darstellend, in welchem das Sklavenschiff von den Wellen verschlungen wird, während der Tod mit seiner Sippe über dasselbe im Sturme dahinbraust.

*) Teneriffa, die größte der kanarischen Inseln, mit der Hauptstadt Santa-Cruz.